Ein U-Boot im Mannenweier

Autor(en): **Steiger, Wolfgang**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **20 (2013)**

Heft 219

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-884432

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ein U-Boot im Mannenweier

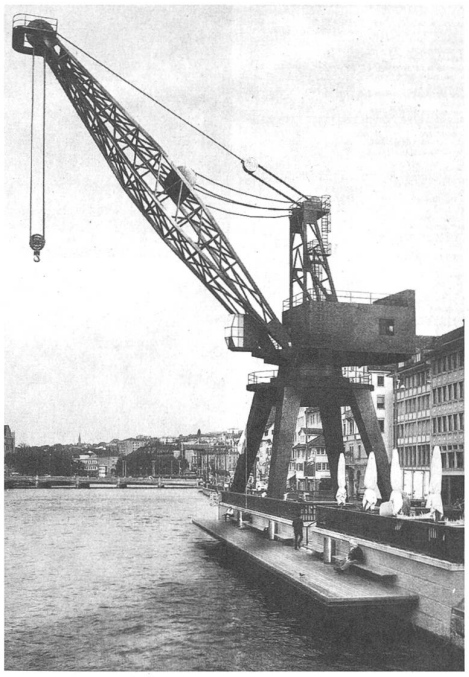
Wenn Kunst aneckt, geht es meist um Werke im öffentlichen Raum. Oder herrscht auch da inzwischen die grosse Beliebigkeit? *Wolfgang Steiger* erzählt von ein paar bemerkenswerten Kunstplätzen im Stadtraum und hofft auf neue Provokationen.

Jeder darf sich als Experte fühlen. Auch wer nie einen Fuss in ein Kunstmuseum setzt und für wen die Schwellen von Galerien unüberwindliche Hindernisse darstellen. Um die Kunst im öffentlichen Raum kommt niemand herum.

Plastikbären und andere öffentliche Möblierungen bringen die Menschheit zwar nicht wirklich weiter. Aber kontroverse Kunstwerke schon. Sie erweitern den Horizont und ermöglichen einen Schritt aus der Borniertheit heraus. Berühmtestes regionales Beispiel: 1987 löste Roman Signers «rotes Fass» im St.Galler Grabenpärkli noch einen riesigen Wirbel aus. Die Leserbriefspalten waren voll von Tiraden in der Art: «Was? Dieses pinkelnde Fass soll Kunst sein?» Heute ist das ehemals umstrittene Kunstwerk zu einem Wahrzeichen der Stadt geworden. Ausserdem befindet sich eine Reihe weiterer Arbeiten von Roman Signer im öffentlichen Raum. Niemanden regt das mehr auf. Die Bürgerinnen und Bürger haben den neuen, erweiterten Skulptur-Begriff angenommen. Das macht die Stadt ein Stück lebenswerter.

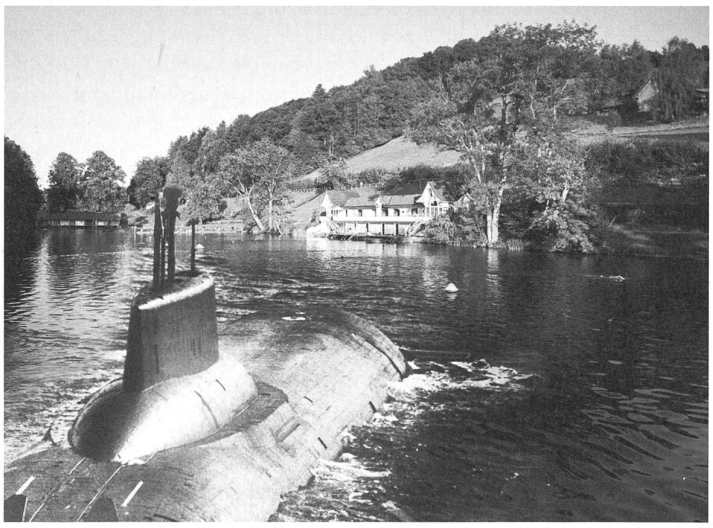
Freie Sicht aufs Mittelmeer

Mit dem Kunstprojekt «zürich-transit-maritim» findet derzeit in Zürich ein Kampf um ein Kunstwerk statt, der noch um einiges heftiger ausgetragen wird als seinerzeit die St.Galler Signer-Fass-Geschichte. Aus 57 teilnehmenden Teams aus dem In- und Ausland entschied sich die Jury einstimmig für das Projekt einer Stadtzürcher Künstlergruppe. Diese möchte für 600'000 Franken an der Limmat einen riesigen Hafenkran aufstellen, wie er an den Docks der Hochseehäfen zum Ent- und Beladen der Frachtschiffe steht. Zusätzlich verbreitet von Zeit zu Zeit das Tuten eines Schiffshorns Hafenatmosphäre. Am Ufer der Limmat warten spezielle Gusseisen-Poller auf Ozeanriesen, die niemals kommen werden. Erinnerungen an die Forderung aus der Achtziger-Bewegung «Freie Sicht aufs Mittelmeer» werden wach. Die zeitlich befristete Installation öffnet in Zürich ein Tor zur Welt und dürfte den Zürchern gehörig die Köpfe auslüften, wenn sie das denn zuliessen. Dem Projekt erwuchs aus Kreisen der SVP, der Jung-SVP und der Jungfreisinnigen Opposition («Das soll Kunst sein? Was für ein Hafenkäse!»). Am 5. Dezember, nach nur einem Monat, reichten die Hafenkrangegner die Volksinitiative «Hafenkräne – Nein» mit 6000 Unterschriften ein. 3000 Unterschriften wären nötig gewesen und die Sammelfrist wäre erst am 30. April 2013 abgelaufen. Doch wahrscheinlich kommt das Volksbegehren erst 2015 zur Abstimmung. Zu spät, um den Hafenkran zu verhindern. Dieser wird 2014 neun Monate lang über dem Limmatquai stehen und bei der Abstimmung schon wieder abgebaut sein.



Bildmontage: pd

Zürich am Meer.



Bildmontage: Carol Pfenninger

St. Gallen im Kalten Krieg.

Gegen die grosse Beliebigkeit

Der Hafenkran mit den Spinnenbeinen und einer alle Altstadthäuser überragenden Höhe wird sich gut machen am Limmatquai. Eine Bildhauerarbeit ist er nicht, schon eher ein Readymade, ein vorgefundenes Objekt, das mit einer Geschichte Bedeutung aufgeladen bekommen hat. Konzeptkunst eben. Neidisch auf die Zürcher Kollegen, wünschte man sich für St.Gallen ein Pendant im öffentlichen Raum mit mindestens so heftigem Widerstand, und seis von der SVP. Weil so ein Skandal die Chance bietet, wieder einmal die grosse Beliebigkeit aufzumischen. Passend wäre da etwa ein Sowjet-Unterseeboot auf Drei Weieren. Es könnte dort Peter Kamms Steinskulptur mit dem Titel «Nicht pflanzen – stechen» und der Schillerlinde, 1905 von der «dankbaren Jugend» gepflanzt, zeitlich befristet Gesellschaft leisten. Man stelle sich vor: Eines Tages taucht das U-Boot der Alpha-Klasse im Mannenweier auf. Die Besatzung weiss noch nichts vom Ende des Kalten Krieges. Das wäre eine Metapher über verborgene, über Zeit und Raum hinweg wirksame Kanäle in Politik und Kultur. In Russland rosten solche Geräte vor sich hin. Sie wären zum Schrottpreis zu haben.

Der «Vanessa-Effekt»

Nicht utopisch wie das U-Boot, sondern real ist der «Vanessa-Effekt». Alex Hanimann entwarf die über fünf Meter hohe Skulptur «Vanessa» aus getriebenem Chromstahlblech für die Kantonsschule Heerbrugg. In einem Casting hatte er eine absolut durchschnittliche Gymnasiastin gesucht. Vanessa schliesslich vereinigte mit ihrem Auftreten, ihrer Ausstrahlung und distanzierten Selbstsicherheit die Vorstellungen des Künstlers von einem heutigen Teenager. Er liess von Vanessa einen 3-D-Scan herstellen. Eine davon hergestellte Vergrösserung aus Styropor legte den weiten Weg nach Schanghai zurück, wo chinesische Handwerker in einer spezialisierten Werkstatt über die Form Chromstahlblech hämmerten. Diesen Sommer stand die Skulptur im Rahmen der Ausstellung «Art and the City» auf dem Zürcher Steinfelsplatz.

Der Ausdruck «Vanessa-Effekt» besitzt eine Doppelbedeutung. Zum einen steht er für die Rehabilitation des Kunstwerks im öffentlichen Raum als Solitär. Einzelne Objekte, die den öffentlichen Raum möblieren, waren lange Zeit verpönt. Es musste alles irgendwie eine sogenannte Intervention sein, die man dann im besten Fall nicht bemerken durfte. Die chromglänzende Vanessa in King-Kong-Grösse macht es wieder möglich, der Menschendarstellung ihren Raum auf einem Stadtplatz zurückzuholen.

Der andere Aspekt des «Vanessa-Effektes» bezieht sich auf das automatisierte Verfahren zur Herstellung von Skulpturen. Die Technik des rein mechanischen, dreidimensionalen Gestaltens ist jetzt definitiv so ausgereift, dass der Bildhauer von jedem subjektiven Ausdruck befreit ist. Anders noch August Bösch (1857–1911): Als er die Figuren zum Broderbrunnen in Ton modellierte, liess er für die Studien an der Hauptfigur, einer Nymphe, extra ein Aktmodell aus Zürich kommen, was zu einiger Aufregung im kleinstädtischen St.Gallen des Fin de Siècle führte. Die Anekdote erzählt, dass der St.Galler Polizeivorstand Zuppiger die «Dame Modell» mit einem Billet «Zürich einfach» in den Zug setzte. Der aufgebrachte August Bösch beschwerte sich lauthals beim Polizeichef: «Herr Zuppiger, wenn ich einen schönen Frauenbusen modellieren soll, kann ich doch nicht Ihren Hintern verwerten.» Der «Vanessa-Effekt» erzeugt keine solchen Geschichten mehr. Er ist kalt und technisch. Die Skulptur ist nur noch ein Erzeugnis globaler Wirtschaftsströme.

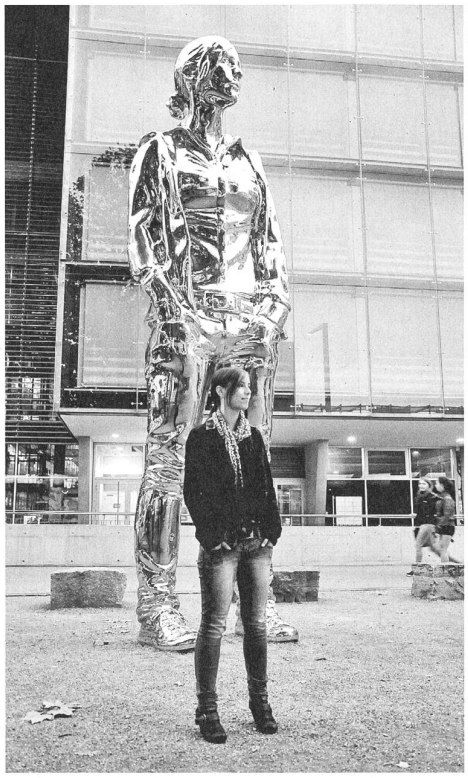


Bild: pd

Der Mensch technisch:
Alex Hanimanns «Vanessa» in Zürich

Die Philosophin im Gebüsch

Menschen brauchen Geschichten. Wie die vom Seeungeheuer Mocmoc in Romanshorn. Das Künstlerduo Com&Com verappelte dort die Bevölkerung mit dem an die Pokémon-Figuren angelehnten Fabelwesen, das auf einem Sockel den Bahnhofplatz ziert. Aber es darf auch ernster sein. Die Marmorstatue der trauernden Sappho im Park der Villa an der Rosenbergstrasse 38, gleich hinter dem St.Galler Bahnhof, gehört zu den berührenden Kunstwerken im Stadtraum. Auch weil sie versteckt ist, wie wenn sich die Stadt ihrer schämen müsste. Geschaffen wurde die Statue der antiken Dichterin Sappho aus Lesbos von der italienischen Bildhauerin Adelaide Maraini-Pandiani (1836–1917). Sie war eine Schenkung des Generalkonsuls Geisser aus Turin an den Kunstverein. Der Jahresbericht 1894/95 enthält eine sechzehnseitige Würdigung der Skulptur und der Dichter-Philosophin. Ein Jahrhundert später wusste kaum jemand mehr etwas über sie, sie war vermoost, beschädigt und im Gebüsch eingewachsen, bis Feministinnen sie nach Recherchen wiederentdeckten. Im Rahmen einer Philosophinnen-Ausstellung im Kulturraum im Regierungsgebäude vor zwei Jahren kam dann die «Sappho» einer breiteren Öffentlichkeit erstmals ins Bewusstsein.

Wenn in den nächsten Jahren in St.Gallen Plätze neu gestaltet werden – Marktplatz und Bahnhofplatz stehen an –, darf die Kunst nicht zu kurz kommen. Da ging doch tatsächlich im Neubau des Bundesverwaltungsgerichts die Kunst am Bau «vergessen». Noch schlimmer: Achselzuckend entschuldigte sich ein Verantwortlicher damit, das Haus sei ja so schon Kunst genug.

Wolfgang Steiger, 1953
ist Bildhauer in Flawil und freier Journalist